

Die ZeitungsWelt

Nr. 27

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Lebensdrang.

Roman von Paul Ilg.

(Fortsetzung.)

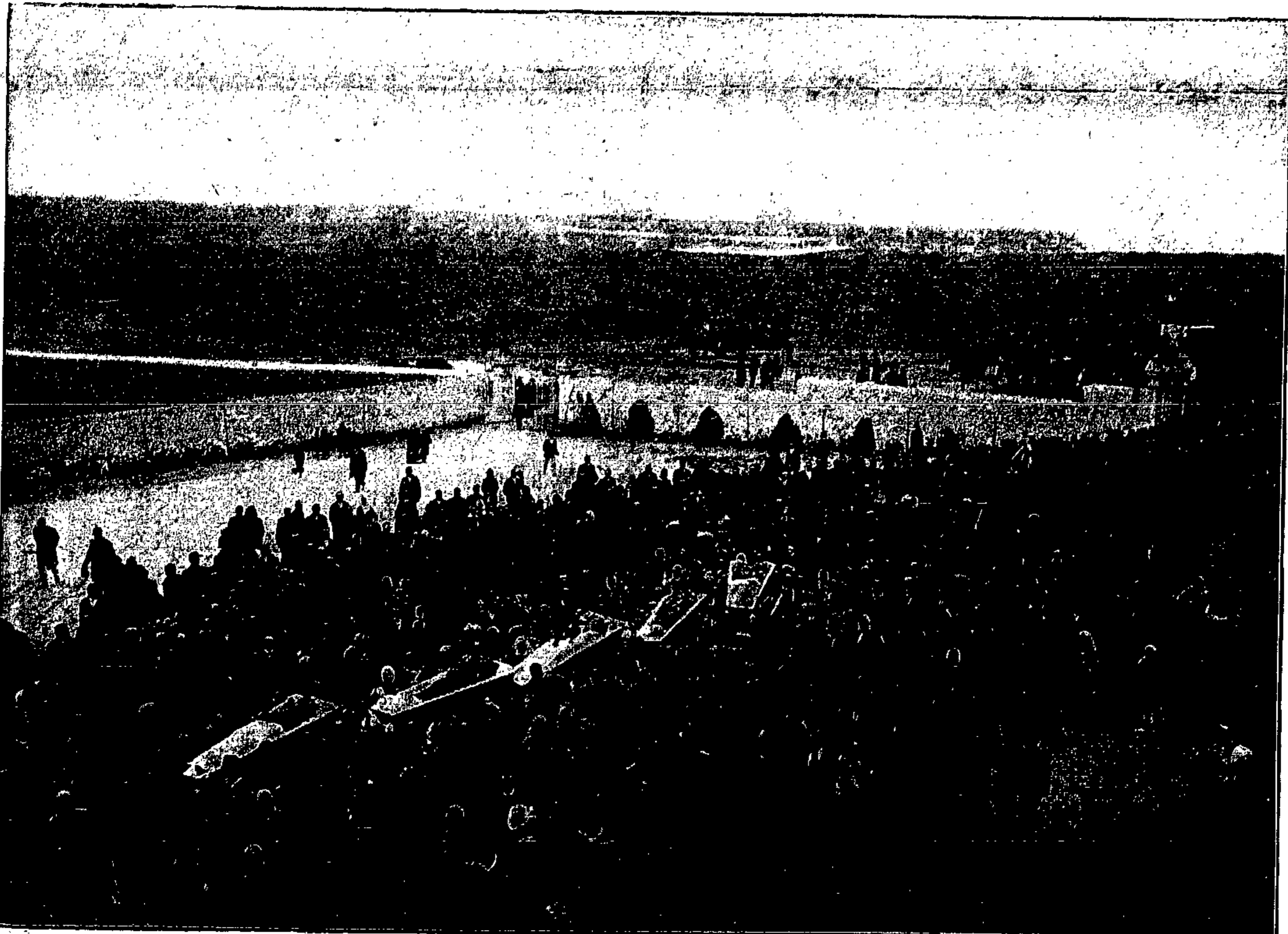
Martin kämpte sich in schwerer Beklemmung die Haare zurück und wußte nicht wohin mit den Augen. Die Not war unerträglich. Es mußte etwas geschehen, sonst hätte ihn ein Schwindel gepackt.

„Wenn nun aber der Furrer klagt und Lärm macht? Dann wird die Geschichte stad-

bekannt!“ wagte er endlich zitternd einzuwenden. O, wie es ihn würgte und peinigte, daß er die Augen nicht starr geradeaus zu halten vermochte! In falscher Geschäftigkeit öffnete er Fächer und Schubladen des Schreibtisches . . . auf, zu, auf, zu. Einmal war er wirklich nahe daran, vor Angst davonzulaufen. „Was be-

zwecke ich eigentlich? Um Himmels willen, was will ich nur . . . wohin aus denn?“ mußte er sich immer fragen. Aber eine klare Antwort gab es noch nicht.

„Gut, der Tolpatsch soll sich blamieren. So hat er halt die Schande noch zum . . . A was, an unserem Renommee ist nicht mehr viel zu



Beerdigung der ersten Opfer der Revolution in Sebastopol.

verderben. Im übrigen, wir werden den Hund ganz einfach die Mäuler verschließen!" entgegnete Maag in einem so sorglos brutalen Ton, daß Martin wie von Sturmglocken alarmiert auffuhr.

"Es ist aber durchaus nicht in der Ordnung so. Der Bauer ist, scheint mir, in seinem Recht. Ich geb' die Hand nicht her zu solchen — wenigstens korrekt ist das keinesfalls."

Die nackte Erklärung: es ist ein Betrug, brachte er nicht heraus. Er verwirrte sich in allerlei Ausflüchten.

Maag war zuerst doch stuhlig über Links Auftreten. Als sich aber der „junge Fuchs“ unter seinen scharfen Blicken in eine völlige Hilflosigkeit verlor, fand er sich schnell wieder zurecht mit den inneren Begebenheiten des Jünglings. So einem Rebellen war beizukommen. Aber freilich, Maag mußte man sein und heißen!

"Ist es am End'," begann er sarkastisch, „weil ich Ihnen vorhin gekündigt hab', daß Sie zu so . . . so merkwürdigen Ansichten kommen? Soll ich Ihrem Gedächtnis nachhelfen?"

Das hatte Martin nicht erwartet — doch nicht. In diesem Hohn war etwas, was ihn zuerst fast niedertwarf, weil damit ein Mißlicht in sein Innerstes fiel und er auf einen Augenblick die Versuchung an der Arbeit gesehen hatte. Wie eine Sturzwelle traf ihn das Gefühl gänzlicher Verlassenheit, und halb ohnmächtig brach er auf seinem Sitz zusammen.

"Ins Buchhaus . . . so weit bringt man's am End' noch!"

Ulrich Maag war entschieden ein nicht leicht zu beirrender Syniker und Kraftmensch, aber jetzt starrte er fast verstört auf Martins vorgebeugten, zuckenden Rücken und wußte während der Ewigkeit von zwei Minuten nichts weiter zu sagen als ein wiederholtes: „Link, Link, Sie sind ja 'n seelenbraver Mensch, aber das sind Schwachhaftigkeiten!"

Im selben Grus jedoch, wie die Konvulsionen des anderen nachließen, geriet Maag in Wut über sich selbst und seinen Mitarbeiter. Danach tobte er sich aus in Flüchen und Schimpfworten, im Sinundherhaften und mit wütenden Buffschtereien.

"Ich glaub' fast, Ihnen tropft der Verstand aus. Nach Ihnen ständ's also besser, wenn der habgierige Schuft mich ausgebeutelt hätt', was? Oder hat er's etwa nicht versucht? Und jetzt? Das sind Schwachhaftigkeiten, Herr Link! Als ob Sie nicht wüßten, wie's so steht und geht im Güterhandel. Und daß für unser Geschäft die Gutmütigkeit 'n Radschuh ist. Fertige Sach'! Wer mit so einem Gefindel kapitalfest bleiben will, nicht verlottern und verludern — ja, der muß den Bibelrespekt fahren lassen. In dem Gemerbe heißt's nun einmal nicht: „Liebe Brüder und Schwestern im Herrn" — wir haben's mit Gaunern zu tun . . . mit Ranaisillen, die auch nicht höher schwören als auf ihren Geldsack."

Martin schien sich nun in Geduld und guter Einsicht zu fassen. Der schlaue Blutokrat gab sich viel Mühe in der Wahl seiner Argumente.

"Passen Sie auf, Link. Ich stehe jetzt so lang' als Sie alt sind im Gefecht mit dem geriebensten Volk — immer Mann obenauf. Alles kennt den Maag — ganz Zürich. Alles schimpft auf mich . . . Wampyr . . . Räuber . . . was weiß ich, und ich wette mit Ihnen meinen Sonntagstrod: von allen diesen Maulhelden sind keine zehne, die nicht verdammt gern drin stecken möchten! Dummes Zeug, Kindereien! Mir macht keiner mehr ein neues Testament vor."

"Aber damit ist der Furrer-Handel nicht aus der Welt geschafft!" Martin forderte nun auch mit den Augen Respekt, so daß sich Maag sagen mußte: „Himmeldonnerwetter, der ist nicht zu ducken, der hat schein's Absichten!" Es war

doch eine höllische Sache, wie er merkte. Einen Augenblick, während er sich mit seinem Tuch langsam, bedächtig den Schweiß von der Stirne wischte, dachte der Alte an das Rubert in der Noctasche. Allein er fand plötzlich . . . sein Inhalt reiche nicht aus zur Ueberredung.

"Link, verstehen Sie wohl, bis vor Gericht dürfen wir's nicht kommen lassen. Es kommt auch gar nicht so weit, wenn Sie jetzt . . . hm . . . wenn Sie mir . . . ich will sagen . . . einen . . . quasi . . . einen Mebers unterzeichnen. Sehen Sie, liegt so 'n Schein vor mit Ihrer Unterschrift: da steht also drin, wer den Vertrag aufgesetzt hat — das sind Sie . . . und wie er zustand' gekommen ist —"

"Genau so? Also ganz wahrheitsgetreu?" fragte Martin kaltblütig.

Da machte der Spekulant Halt und ließ beide Hände sinken. Eine elende Wut reizte ihn, den Gegner an der Gurgel zu packen, während ihm die Vernunft vorschrieb, sich zahm und vorsichtig zu verhalten.

"Gerrrrrgott, jaa . . ." stöhnte er, sich bezwingend. „Man hätt's damals gescheiter machen können. Aber jetzt ist die Sach' eben kritisch. Der jetzige Vertragsinhaber wird das Land ausmessen lassen und verlangt dann entweder das volle Maß am Boden oder ein Seidengeld an Schadenersatz, eins von beiden."

Martin schwieg. Es lag für ihn eine Wollust darin, den gewalttätigen Rauz so in die Enge zu treiben. War's doch nun erwiesen und ausgemacht: von seinem Verhalten hingen beide ab, der Bauer wie der Spekulant.

Als der Jüngling jetzt die ganze Macht, die unerbitterte Gewalt gleichsam vor sich ausbreitete, da erschauerten alle sein Empfindungen. Den Bauer konnte er durch einige Worte um Gab und Gut bringen. Dem Millionär winkte eine entehrende Strafe, falls sein Schreiber dem Gegner zum Recht verhalf. Maags Feinde würden sich ins Häufchen lagern. Eine peinliche Schande kam auch über die Tochter, die hochfahrende Prinzessin, die ihn von der ersten Stunde an wie einen Lakaien, mit beleidigender Geringschätzung behandelt hatte. Bei diesem Gedanken überließ Martin ein wohliges Bittern. So viel Macht besaß er, dem man soeben brutal den Stuhl vor die Tür gestellt hatte. Und diese Macht, die ihm zufällig, ungesucht in die Hände gespielt war, wollte er jetzt nicht leichtsinnig vercherzen. Die Beteiligten sollten sie fühlen.

Der Spekulant sprach fast flehend auf ihn ein, eine Hand auf die Stuhllehne gestützt, wie zum Aufstehen bereit.

Daß Link ja durchaus nichts zu riskieren hätte! Er solle sich setzen und den Schein abfassen!

Martin spürte das Erbleichen seines Gesichts, als Maag von Erkenntlichkeit zu sprechen begann und den Bruderton anschlug. Ach ja, am liebsten hätt' es der Alte wohl bei einer Flasche Safella abgemacht! Auf dessen gönnerhafte Anspielungen entgegnete er bloß: „Sie irren sich, Herr Maag. Ich tu's nicht. Auf keinen Fall. Und wenn Sie mir eine Million versprechen —"

Da nahm der von riesigen Qualen geplagte Fuchs in der Falle noch einmal seine diplomatische Sanftmut zusammen. Er litt entsetzlich unter dem Noctand seiner Handlungslosigkeit.

"Was ich da sagte, heut nachmittag, das hat — versteht sich — keinen Wert. Sie bleiben bei uns, solange Sie wollen. Aber nun sagen Sie, Herr Link, wie Sie sich die Sache vorstellen?"

Martins Lippen zuckten verächtlich.

"Ja . . ." sagte er, „hoffentlich läßt der Bauer mit sich reden, damit der Prozeß verhindert wird. Aber für den Schadenersatz werden Sie aufkommen müssen. Ich denk',

mit fünfzigtausend wird der andere zufrieden sein."

"Wa . . . sind Sie toll, sind Sie denn ganz von Sinnen?" schrie Maag in aufgewirbelter Wut. Er schlug unter fürchterlichen Flüchen und Verwünschungen seinen Stod fast entzwei an der Tischkante. Funkelnde Blicke schossen aus den beschatteten Augenhöhlen. Die beiden liefen aneinander vorbei wie feindliche Vespiten im Zwinger. Aber Martin ließ die schlimmsten Drohungen gelassen über sich ergehen. „Es ist Gefäß vom Wolf an der Kette!" dachte er und bewahrte eine feierliche Zurückhaltung, als ginge ihn die Sache nur mehr aus weiter Entfernung an.

Nach einer verdächtigen Stille sagte der Spekulant, indem er sich hämisch lächelnd vor den anderen hinstellte: „Wenn Sie so aufgeblasen tun, so legen Sie sich ja selber die Schlinge um den Hals! Te . . . in anderen Dingen ist doch Ihr Gewissen auch nicht so feil. Na ja, hab' ich Ihnen je etwas in den Weg gelegt? Hab' ich meiner Frau je etwas in den Weg gelegt? Ist mir nie eingefallen! Also . . . heißt's hier: Ein Dienst ist des anderen wert. meinen Sie nicht?"

Danach schwieg er vorsichtig.

Martins Gefühle jagten durch eine unheimliche dunkle Schlucht, die kein Ende nahm. Eine Antwort war nicht bei der Hand, als er suchte, und die plumpe Frage: „Was meinen Sie?" hatte er nicht den Mut vorzubringen. Wie in einem Glühofen kochte es in seinem Innern.

Nach der Kunstpause, während welcher Maag seine suggestive Festigkeit wieder gesammelt hatte, sagte er im Vollgefühl willentlicher Ueberlegenheit: „Passen Sie auf, Herr Link. Vor einem Vierteljahrhundert hab' ich exakt eine innere Einrichtung gehabt wie Sie. Damals bin ich aufs Wirten gekommen. Zuerst bloß als kleiner Spelunki. Weil ich aber 'n nettes Weibsbild zur Frau hatte, kehrten bald die „besseren“ Herren bei mir ein —, die Seidenherren. Ließen viel Geld bei mir liegen . . . aber, wohlgemerkt —, alle in der Hoffnung auf einen kleinen Seitensprung. Etliche giengen entriistet ab, weil sich mein Weib ihnen nicht schon nach der zweiten, dritten Flasche an den Hals warf. Sie meinten, das könnte eigentlich in den Weinpreisen inbegriffen sein. Ja, ja, Meister Link. Und wieviel Hunderte haben's versucht, mir das Fell über die Ohren zu ziehen, seit ich spekuliere? Das wissen Sie auch. Meiner Seel, da vergeht einem der Bibelrespekt. Das verstehen Sie so gut wie ich."

Aber der Spekulant sprach umsonst. Die zwei Verwandlungen des Tages hatten dem Jüngling Schlag auf Schlag eine andere Verfassung geschaffen. Gewissenlos schwor Martin den Eid darauf. Die „eheliche Haut" war abgestreift. Das dankte er der Schule seines Herrn und Meisters.

Mit eingezogenem Blick, die Hände in den Taschen meinte er: „Ihnen zulieb kann ich in Teufels Namen nicht falsch schwören. Was hätte ich davon?"

Maag war noch um eine Ahnung bleicher geworden. Er trat dicht an seinen Gehülften heran und flüsterte:

"Sie übersehen etwas, lieber Freund. Wenn Sie gegen mich zeugen, sind Sie der erste hinter Schloß und Riegel. Das Alter haben Sie. Pscht, nur nicht aufbrausen! Es muß jetzt klar werden. Naaber . . . was ich sagen wollte . . . Bleiben Sie bei uns. Sie können erste Klaff' durchs ganze Leben fahren, sei'n Sie nicht so vernagelt!" Mit einer jähen Entschlossenheit faßte er Link bei der Schulter und drückte ihn auf seinen Sitz am Schreibtisch. Dann atmete er schwer auf und gebot mit hohltönender Stimme: „Surtig, Herrle. Schreiben

Sie den Schein. Keine Fiktionen mehr. Das Papier darf mich auf die Sekunde fünf Tausender kosten. Das Wort ist gesprochen! Das Wort ist gesprochen!" wiederholte er beschwörend.

Aber Martin riß sich los, schnellte auf und sah den Alten eine Sekunde mit blassen Augen an. Dann faßte er mit einem schnellen Entschluß den Türgriff: „Dafür tu ich's auf keinen Fall. Ich stelle die Bedingung. Also bis morgen . . ." und verließ das Kontor.

Der Spekulant lachte verzweifelt auf, aus einer totalen Erschöpfung heraus, und tannelte schwer wie ein Mehlsack gegen die Wand.

6.

Leuchtende, sengende Sonnenglut ergoß sich über den Pilgerzug, der schleppenden Ganges von allen Seiten her der Sängerkohle zufrönte. Ueberholt von genußsüchtigen Burschen und weißgekleideten Mädchen vom Bürgerstand gingen ärmliche Arbeiterfamilien, umkreist von den festfrohen Kindern, deren schönstes Hocken darin gipfelte, einen bunten Ballon oder eine pneumatische Peise zu ersehen.

Da und dort fesselte irgendein interessantes Augenblicksbild: ein schön geschmücktes Haus der Hauptstraße, ein Triumphbogen von Lannereisern, mit vielfarbigen Papierrosen durchflochten, oder ein poetischer Willkommensuß, der den Eltern jedesmal mit schillerhaftem Pathos vorgelesen wurde: Verse, denen man anmerkte, daß sie vom armen Dorfschulmeisterlein stammten, strotzend von Gesinnungstüchtigkeit:

„Willkommen Sänger wohlgenut,
Willkommen freies Schweizerblut,
Laßt eure Weisen schallen
Zu jedermanns Gefallen.
Und schlinget hell der Lüne Band
Zu Lob und Preis dem Vaterland.“

„Das ist nun immer wieder der gleiche Zauber!" mochte so ein in Festfäden blasierter Alter denken. Aber die Kinder fanden alles neu und ergötlich.

Am Eingang zur Hütte, wo die Leute sich stauten und drängten, als gelte es die ewige Seligkeit zu erlangen, machte man Halt, in maßlosem Staunen. Welch verschwenderische Pracht! Da gab es lange Alleen von eigens eingesetzten Lannen, phantastische Fahnenpyramiden und Blumenornamente.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wasser von Babylon.

Von H. Conrady.

(Schluß.)

Das Becken von Sippara war nicht allein für Zwecke der Wasserstandsregulierung und der Bodenbewässerung, sondern auch der Landesverteidigung bestimmt. Babylonien war durch anwohnende raublustige Barbarenvölker, besonders durch die kriegerischen Stämme von Iran, Meder und Perser, ständig gefährdet. Einen Schutz gegen feindliche Einfälle boten außer den Festungswerken der Stadt Babylon die Flußläufe des Euphrat und Tigris und nach Norden hin die Hauptkanäle. Diese nun konnten aus dem Bassin von Sippara auf einen höheren Wasserstand gebracht werden, so daß ihre Ueberschreitung noch schwieriger wurde als sonst. Hinwiederum bedurfte auch das Becken selber der militärischen Sicherung. Sie bestand einmal in den Festungswerken von Sippara, in deren Bereich die Schleusen lagen. Außerdem aber ließ die babylonische Regierung nördlich des Bassins einen gewaltigen Wall, die sogenannte medische Mauer, vom Euphrat zum Tigris anlegen.

Der Verteidigungsplan der babylonischen Staatslenker hat sich nicht bewährt, als schließlich Babylon in Nöte kam, als unter Nebukadnezars drittem Nachfolger Naboned die Perser unter ihrem König Cyrus an die Eroberung von Babylon gingen. Speziell das große Bassin von Sippara hat da nicht die Verteidigung, sondern im Gegenteil die Eroberung von Babylon gefördert. Dies hing damit zusammen, daß die Bevölkerung von Babylonien größtenteils in Cyrus gar keinen Feind, sondern einen Befreier erblickte. Die Nachfolger Nebukadnezars hatten sich durch ihre Mißwirtschaft ungemein verhaßt gemacht. Besonders hatte der letzte König von Babel Naboned durch seine Tempelbauten dem Volk schwere Lasten aufgebürdet. So kam es, daß nach Ausbruch des Krieges mit den Persern (539 v. Chr.) ein großer Teil des babylonischen Heeres, nämlich die Truppen aus Akkad, von Naboned abfielen und zu den Persern übergingen. Damit fiel nun ganz Akkad in persische Hände, auch die Hauptstadt dieser Provinz, nämlich Sippara und damit auch das große Bassin. Die treugebliebenen Truppen Naboned's zogen sich unter dem Befehl seines Sohnes Belsazar hinter die Festungswerke von Babylon zurück. Die Stadt auszuhungern oder

gar zu erstürmen, hätte nun für die Perser kaum zu überwindende Schwierigkeiten gehabt, wenn nicht einerseits die Unzufriedenheit der Babylonier und andererseits — das Becken von Sippara gewesen wäre. Die persischen Feldherren versielen auf den schlaunen Gedanken, den Euphrat in das Becken abzuleiten, um dadurch den niedrigen Wasserstand des Flusses noch weiter zu senken. In der Tat fiel der Euphrat so weit, daß die Perser in seinem Bett bei Nacht nach Babylon hineindringen konnten, das Wasser ging ihnen nicht einmal bis an den Leib. Die Bevölkerung sah die Eindringlinge nicht ungern und legte ihnen daher keine Hindernisse in den Weg; die Besatzung mit Belsazar feierte ein großes Gelage, und so wurde Babel genommen — trotz oder vielmehr wegen der großen Wasserflüsse der babylonischen Staatslenker.

Darüber hat sich gewiß niemand mehr gefreut als die zahlreichen Juden, die, unter Nebukadnezar nach Mesopotamien deportiert, „an den Wassern von Babylon saßen" und auf einen Umschwung hofften, der ihnen die Rückkehr nach Jerusalem eröffnen würde. Welche Machewünsche in ihnen lebendig wurden, als der Perserkrieg begann, ersieht man aus einigen dem längst toten Propheten Jeremias untergeschobenen Prophezeiungen, die von irgend einem anderen exilierten Juden zu dieser Zeit niedergeschrieben worden sein müssen. Er erhofft von den Persern den völligen Ruin Babylons. Sie werden das Land zur ewigen Wüste machen, in der hinfert niemand mehr wohnen kann. Der Prophet weiß ganz gut, wie dies Ziel zu erreichen ist: „Trockenheit," sagt er, „soll kommen über ihre Wasser, daß sie versiegen." In einer anderen Stelle läßt er den Gott Israels also sprechen: „Siehe, ich will dir deine Sache ausführen und dich rächen; ich will ihr Meer austrocknen und ihre Brunnen versiegen lassen." Man sieht, dieser Jude weiß ganz gut, daß die Wasser von Babylon die Grundlage der babylonischen Macht, die Voraussetzung der babylonischen Kultur sind; er hofft, daß die Perser durch Vernichtung der babylonischen Wasserbauten alles mit Stumpf und Stiel vertilgen werden. Diese frommen Wünsche haben sich nun nicht erfüllt. Erst einige achtzehn Jahrhunderte später sind über Mesopotamien Eroberer hereingebrochen, die nach den barbarischen Anschauungen des jüdischen Propheten verfahren: die Mongolen. Die Perser dagegen, in deren eigenem

Zwei Worte.*

Zwei Worte gibt's im Menschenleben,
Entsprungen süßem Herzensdrang,
Befeligt lauschen, die sie hören,
Dem wundersamen Zauberklang.

Das eine süße Wort ist „Mutter",
Und „Liebe" ist das andre Wort;
Das erste schwebt von Kindeslippen,
Von Herz zu Herz das andre fort.

Die Mutter jubelt bei dem ersten,
Wenn sie's von ihrem Kleinen hört,
Die Jungfrau lauscht beglückt dem zweiten,
Wenn stürmisch ihr's der Jüngling schwört.

Vor dieses zweiten Wortes Süße
Nimm, schönes Liebchen, dich in acht!
Rasch hat es mancher ausgesprochen,
Der vorher nicht den Wert bedacht!

Sei klug und prüfe, wer dir nahez,
Daß er dein Herzchen nicht betrügt;
Wer oft „ich liebe dich" dir schwöret,
Denk immer, daß er dich betrügt.

Schönrednern sind Gefühle ferne,
Geistreicher Werbung traue nicht,
Dein Herz sei's, nicht dein Ohr, das höret,
Wenn einer dir von Liebe spricht. —

Robespierre.

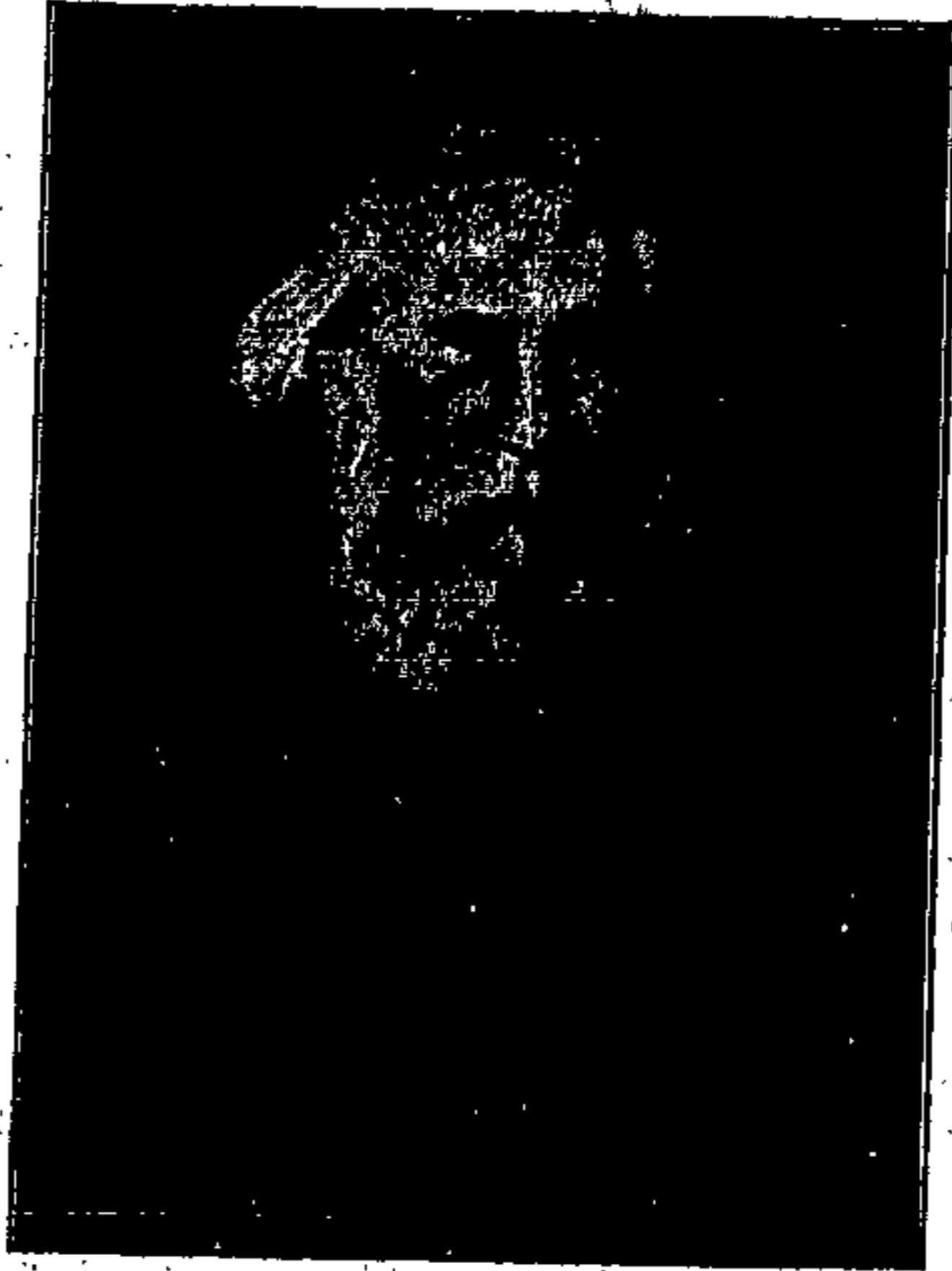
* Dieses Gedicht des französischen Revolutionärs wurde im Jahre 1848 unter den Papieren eines Advokaten in Toulouse aufgefunden.

Landes Bewässerungsanlagen für den Ackerbau unerlässlich waren und durch den Zerstörer für eine der ersten sittlichen Pflichten erklärt wurden, taten nichts dergleichen. Sie haben die Babylonier nicht geschunden, sondern regelmäßig geschoren. Die Satrapie Babylonien allein lieferte dem Großkönig ein Drittel der gesamten Einnahmen aus ganz Vorderasien und Ägypten. Wohl sagt Herodot, daß die Babylonier ärmer seien als vordem. Es läßt sich auch denken, daß die persischen Satrapen, die meistens ungefähr aus demselben Holze geschnitten waren wie heute russische Gouverneure, nicht übel in Mesopotamien gehaust haben werden. Was aber auch die Perser an Babylonien gesündigt haben mögen, jedenfalls sind die Bewässerungsanlagen zu ihrer Zeit im großen und ganzen nicht in Verfall geraten. Man ersieht dies schon aus Herodots eigenem Bericht und sodann ganz besonders aus den interessanten Mitteilungen Xenophons, des nächsten griechischen Geschichtsschreibers, der selbst in Babylonien gewesen ist.

Xenophon gehörte selbst zu jenen 10 000 griechischen Söldnern, deren Marsch nach Babylonien und Rückzug nach Kleinasien er in seiner berühmten „Anabasis“ erzählt. Die Zehntausend standen im Dienste des jüngeren Cyrus, eines persischen Prinzen, der gegen seinen Bruder, Großkönig Artaxerxes zu Felde zog, um ihm die Krone zu entreißen, aber in der Schlacht bei Aynaxa, nördlich von Babylon, 401 v. Chr. den Sieg und das Leben verlor, worauf die an ihrem Teil unüberwunden geliebten Griechen sehen mußten, wie sie den Rückweg in die Heimat fanden. Auf dem Vormarsch nach Kanaxa stießen die Griechen „auf einen breiten Graben, der an Breite 5 und an Tiefe 3 Klafter betrug. Er lief landeinwärts über die Ebene 12 Parasangen lang bis zur medischen Mauer. Hier nun fangen die Kanäle an, die aus dem Tigris fließen; es sind ihrer vier, ein Mehrerum (100 Fuß) breit, sehr tief und von Getreideschiffen befahren. Sie ergießen sich in den Euphrat, stehen voneinander 1 Parasange (1 Meile) weit ab und sind mit Brücken versehen“. Auf dem Rückzug nach Babylonien trafen die Griechen auf „Gräben und Kanäle, die voll Wasser waren und ohne Brücken nicht passiert werden konnten“. Sie bewerkstelligten den Uebergang, indem sie Palmbäume fällten und hinüberwarfen. Der Oberbefehlshaber beehrte diese Arbeit umsomehr, „weil er vermutete, daß die Gräben nicht immer so voll Wasser wären, sondern daß der König durch die Bewässerung dieses Gebietes, die zur Jahreszeit gar nicht paßte, den Griechen die Schwierigkeit ihres ferneren Marsches habe vor- spiegeln wollen“. Auf dem weiteren Marsche gingen sie über zwei Kanäle, „über den einen auf einer Brücke, über den anderen auf sieben Fahrzeugen, die ein Ufer mit dem anderen verbunden. Die Kanäle sind aus dem Tigris abgeleitet, und aus ihnen ziehen sich Gräben über das Land, anfangs große, dann kleinere und endlich ganz kleine, wie man sie in Griechenland auf Buchweizenfeldern sieht.“

So war das Land immer noch außerordentlich fruchtbar, dicht bevölkert und hoch zivilisiert. Und es ist so durch den Wechsel der Zeiten und Völker geblieben bis ins späte Mittelalter. Auf die Perser folgten gegen 330 v. Chr. die mazedonisch-griechischen Eroberer. Wir erfahren, daß schon der erste hellenische Landesherr, daß Alexander der Große den babylonischen Kanalanlagen sein Interesse zugewandt hat: er ließ den Ballafopas vom Schlamm befreien, die Schleusen in Stand setzen. Später fiel Mesopotamien in die Hände der Parther, blieb aber ein Kulturland, weil es seine Kanäle behielt. Und auch so lange die arabischen Kalifen in Bagdad residierten, gerieten die alten Wasser-

bauten nie völlig in Verfall. Erst die Mongolenstürme nach der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zu Tamerlans Zeiten bedeuteten für Babylonien den Ruin. Denn die Verheerungstätigkeit der gelben Eindringlinge machte nicht vor den Wasserbauten halt. Die kulturfeindlichen Mongolen machten sich förmlich ein Vergnügen daraus, die alten Anlagen systematisch zu zerstören. „Die damals erfolgten Dammerstörungen“, sagt ein moderner Gewährsmann, „haben bewirkt, daß weite Strecken des fruchtbaren Tieflandes versumpft und wiederum andere Landschaften, denen hierdurch das Wasser



Robert Schweichel.

Photographische Aufnahme nach einem Portrait von Traute Steinthal

entzogen ward, in Wüsteneien verwandelt wurden. Was die Mongolen zerstört hatten, das stellten ihre Nachfolger, die Türken, nicht wieder her, sondern ließen das noch vorhandene vollends verfallen, und so kam das einstmal so fruchtbare Land in den trostlosen Zustand, in dem es heute sich befindet und wohl verbleiben wird, so lange die türkische Miswirtschaft fort-dauert. Nur ein systematischer Wiederaufbau des Kanalwesens könnte Babylonien wieder zu dem machen, was es einst gewesen, zum asiatischen Paradiese. —

Ein Dichter der Freiheit.

Von Marie Kunert.

Am 12. Juli 1906 vollendet Robert Schweichel das 85. Jahr seines Lebens, in dem er während mehr als zwei Menschenaltern als Dichter und Schriftsteller die Feder geführt. Was ihn der Gemeinde teuer macht, die sich verständnisvoll seiner reifen und reichen poetischen Gaben erfreut, das ist vor allem die schöne, abgeklärte Form, in die er sie gegossen, der mit einem gesunden Realismus glücklich gepaarte Idealismus, der seine Schöpfungen belebt, und der Atem der Freiheit, der besonders die großen Romane Schweichels durchweht. Seine Werke wie sein ganzes Leben zeigen ihn aber auch als reinen und lautereren Charakter von festgeprägter Eigenart, treu gegen sich selbst und treu der Sache, die er einmal als die rechte erkannt hat.

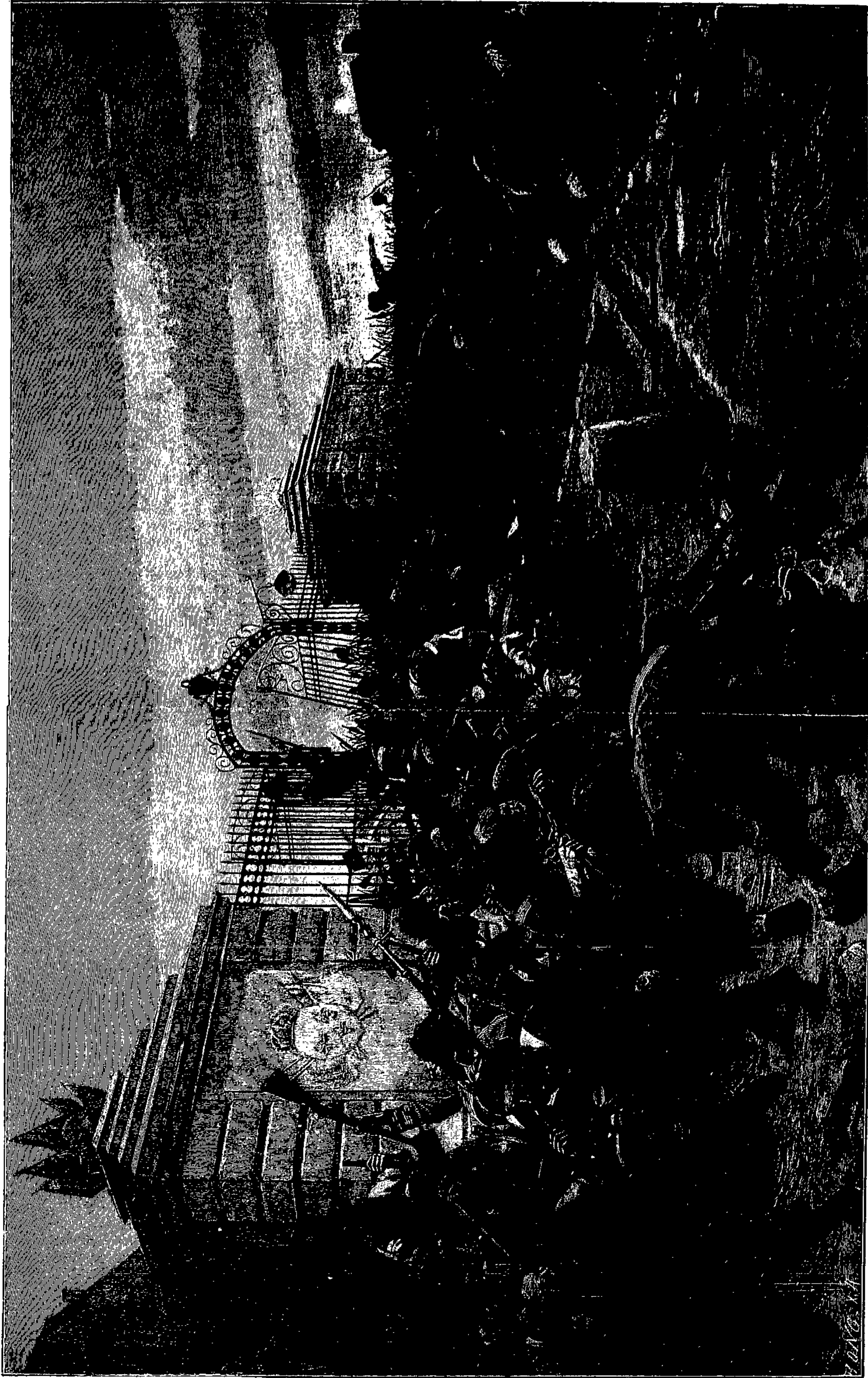
Die warme Verehrung seiner Freunde muß den Dichter dafür entschädigen, daß das große Publikum ihm jene lärmenden Erfolge schuldig geblieben ist, wie sie diesem oder jenem Tagesgößen der literarischen Mode oft fast mühelos zufallen. Das „Buch der Saison“, wie es heute in gewissen marktchreierischen Ankündigungen heißt,

ist nie eines der Werke Robert Schweichels gewesen. Dem standen sein ganzer politischer Werdegang und die in reaktionären Anschauungen gefangene Kritik entgegen. Aber dennoch wird vieles von dem, was er geschrieben hat, bleiben und in einer kommenden Zeit nach seinem wirklichen Wert geschätzt werden, wenn wahre Bildung Gemeingut des Volkes geworden und ein geläuterter Geschmack so manches heute überlaut gepriesene Werk als mehr oder weniger geringwertig erkannt hat.

Robert Schweichel kann auf ein bewegtes Leben zurückblicken. Er wurde am 12. Juli 1821 zu Königsberg in Ostpreußen als Sohn eines Kaufmanns geboren. Ursprünglich zur kaufmännischen Laufbahn bestimmt, vermochte Schweichel erst nach des Vaters Tode seiner eigentlichen Neigung zu folgen und sich den Wissenschaften und der Schriftstellerei zu widmen. Er studierte auf der Königsberger Universität Kameral- und Rechtswissenschaften und verfolgte in jener Zeit mit Feuereifer die politischen Vorgänge, die unaufhaltsam die Revolution des Jahres 1848 heraufführten. Bald stand er mitten im tosenden politischen Kampfe für die Sache des Volkes, und unermüdet agitierte er in Wort und Schrift in dem von ihm mitbegründeten Königsberger Arbeiterverein, wie in dem „Ostpreussischen Volksblatt“, dessen Redakteur er war, sowie in anderen demokratischen Zeitungen. Er gab das Studium auf und widmete sich ganz der Journalistik, immer gegen die Uebermacht der hereinbrechenden Reaktion ankämpfend, die ihm mehr als einmal die Feder aus der Hand schlug. So mußte er schließlich eine Stellung als Hauslehrer annehmen; da traf ihn die Ausweisung aus der Heimat. Er ging nach Hamburg; auch dort erwartete ihn die sofortige Ausweisung. Schweichel sah ein, daß seines Bleibens in Deutschland nicht war, so lange die Nachgiebigkeit der Reaktion nicht gestillt war, und ging deshalb in die Schweiz. In Lausanne hatte er das Glück, bald eine ihn befriedigende Existenz als Lehrer an der Mittelschule, am College und an der Akademie zu finden; und daß die Fäden, die ihn mit der Heimat verbanden, nicht abrisse, dafür sorgte schon der rege Briefwechsel, den er mit einer jungen Landsmännin, einem hochgestimmten Mädchen, dem er in befreundeten Familien begegnet war, führte. Dieser Briefwechsel brachte die beiden einander rasch näher, und es kam zu einem brieflichen Verlöbniß. Noch einmal suchte Schweichel 1855 das verlorene Vaterland auf, um die Geliebte als Gattin heimzuführen, da ereilte ihn und seine junge Frau einen Tag nach der Hochzeit die Ausweisung aus Berlin auf der Durchreise.

Glückliche Jahre verlebten beide nun an den Ufern des herrlichen Genfersees, Jahre, die Robert Schweichels poetisches Schaffen neu erweckten und anregten. Wie sehr ihn die ideale landschaftliche Schönheit des Genfersees und seiner Umgebung mit Entzücken und Begeisterung erfüllten, empfindet jeder Leser der farbenprächtigen Novellen, die ihm damals die ersten größeren dichterischen Erfolge brachten. Diese Novellenansammlungen: „Im Gebirg und Tal“, „Jura und Genfersee“, „Im Hochland“ und „Aus den Alpen“ bieten von meisterlichen Landschaftsbildungen umrahmte, dichterisch geschaute Bilder aus dem Leben des Volkes. Unter ihnen, wie unter den später erschienenen Erzählungen „Brigitte“, „Der Wunderdoktor“, „Die Rose von Lavanché“, „Der Krämer von Illiez“ usw., befinden sich Perlen auf dem Gebiete der lange mißachteten und mißbrauchten Dorfgeschichten, die Schweichels Kunst wieder zu Ehren brachte. Er selbst hat sich über die Aufgabe der Dorfgeschichten, so wie er sie auffaßte, einmal wie folgt ausgesprochen:

„Indem die Dorfgeschichten sich bemüht, das Volk zu schildern wie es ist, und den sittlichen



Am Morgen des 14. Juli 1789. Nach dem Gemälde von B. Levy.

Gehalt einfacher Lebensverhältnisse darstellt, zeigt sie der frankten Gesellschaft den Weg zur Heilquelle und dem Dichter den Boden, wo er schürfen muß, um den Schatz neuer Gedanken zu heben. Das ist die Sendung der Dorfgeschichte, die Sendung Aschenbröbels, welcher die Tauben, während sie ihr mit ihren rosigen Schnäbeln bei der häuslichen Arbeit helfen, verheißend zurufen: „Sei getrost aus Deinem Schoße wird ein Geschlecht von Fürsten erblühen.“

Das Jahr 1862 brachte einen Wendepunkt in dem Leben des Exilierten. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande war zu übermächtig geworden, als daß er dem Angebot des in Genf bisher gleich ihm in der Verbannung lebenden „roten Braß“ hätte widerstehen können, in Berlin als Redakteur in die damals demokratisch-republikanische „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ einzutreten. Er wagte den Sprung aus dem idyllischen Asyl am Genfersee in die Hauptstadt des „Militär-, Polizei- und nebenbei Intelligenzstaates“, wie Preußen von Liebknecht genannt wurde, dem wir eine 1897 geschriebene überaus lebendige Schilderung seiner ersten Begegnung mit Schweichel in den Räumen der „Norddeutschen Allgemeinen“ verdanken. Auch Liebknecht war nach Erlaß der Amnestie infolge der Thronbesteigung Wilhelms I. aus London in die Heimat zurückgekehrt und auf Braß' Aufforderung in die Redaktion der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ eingetreten, deren Korrespondent damals auch Karl Marx war. Eine herzliche Freundschaft, die nahezu vier Jahrzehnte währen sollte, verband rasch Liebknecht und Schweichel und befestigte sich noch, als beide Beweise dafür erhielten, daß der „rote Republikaner“ Braß hinterläßt eine Schwelung des Blattes in das Regierungslager vorbereitete. Es gab einen dramatischen Austritt mit dem Verräter, in dessen Verlauf die beiden Freunde ohne Besinnen ihre Kündigung überreichten, obwohl sie wußten, daß ihre und der übrigen Existenz nun in der Luft hing. Schweichel übernahm jetzt die Redaktion der „Hannoverschen Anzeigen“ in Hannover, wo er dem inzwischen aus Preußen ausgewiesenen Freunde für kurze Zeit eine Zufluchtsstätte bereitete. 1866 folgte Schweichel ihm, nachdem auch die „Hannoverschen Anzeigen“ ihre politische Haltung geändert hatten, nach Leipzig, wo für beide eine schwere Zeit mit harten Kämpfen um die Existenz hereinbrach. Unschätzbar wurde hier die Freundschaft Robert Schweichels und seiner tatkräftigen Frau für die Familie Liebknechts, als dieser in Berlin wegen Vandalismus verhaftet und für fast vier Monate in der Stadtvogtei eingekerkert wurde. Noch heute denken Liebknechts Töchter dankbar der liebevollen Fürsorge, die sie und ihre schwer leidende Mutter damals von den treuen Schweichels erfuhren.

Während eine nicht kleine Zahl der ehemaligen Gesinnungsgenossen Schweichels nach dem auf den Freiheitsrausch von 1848 folgenden politischen Regenjammer längst ihren Frieden mit der Regierung gemacht hatte, war Schweichel nicht nur seinem demokratischen Ideal unverbrüchlich treu geblieben, sondern er hatte auch inzwischen seine politischen Anschauungen vertieft und weiter entwickelt. So vereinte ihn das Jahr 1868 mit Liebknecht und Bebel, dem er inzwischen ebenfalls freundschaftlich nahe getreten war, in dem erfolgreichen Bestreben, den „Verband der deutschen Arbeitervereine“ auf ein klares, scharf umrissenes politisches Programm zu einigen.

„Ursprünglich von Schleppträgern der Bourgeoisie gegründet“, schrieb Liebknecht damals, „hatten sich die dem Verband angehörenden Vereine unter dem Druck der Verhältnisse den modernen Ideen nicht entziehen können; die Prinzipien der Sozialdemokratie gewannen immer mehr Boden, und schon auf dem vorletzten

Bereinstag in Gera kam es zu Reibungen zwischen den alten und neuen Richtungen. In Nürnberg war der Entscheidungskampf.“ Auf dem dort abgehaltenen Verbandstag der deutschen Arbeitervereine hielt Schweichel, der Vertreter des Arbeiterbildungsvereins Meerane, ein nach Inhalt und Form gleich vortreffliches Referat, in dem er die Notwendigkeit betonte, daß „in dem Klassenkampfe der Gegenwart eine Fahne aufgepflanzt werden müsse, um die sich die ganze Arbeiterpartei scharen könne“, die ja überall mit denselben Leiden und Beschwerden zu ringen habe. Im Namen des Vororts Leipzig schlug er der Versammlung als Programm die Hauptsätze aus den im kommunistischen Manifest enthaltenen Statuten der Internationale vor. „Nach heftigen Debatten“, so faßt Liebknecht das Ergebnis der Nürnberger Tagung zusammen, „wurden diejenigen, welche die Arbeiter zu den Zwecken der Bourgeoisie mißbrauchen und nachführen wollten, vollständig geschlagen. Die große Mehrheit der Delegierten nahm die Resolution des Leipziger Vororts an, und die Minorität wurde zum Austritt gezwungen, den sie würdelos bewerkstelligte.“ Wenn es in Nürnberg auch noch nicht zur Gründung einer sozialdemokratischen Arbeiterpartei kam, so doch zu einer Klärung der Geister, und Robert Schweichel kann stolz darauf sein, an seinem Teile hervorragend dazu mitgewirkt zu haben.

1869 siedelte Schweichel von Leipzig nach Berlin über, wo er 13 Jahre lang die „Deutsche Romanzeitung“ redigierte. Nebenher war er eifrig bemüht, eine Organisation seiner Berufsgenossen, der deutschen Schriftsteller, herbeizuführen. Stieß die Organisation der Handarbeiter in ihren Anfängen schon auf große Schwierigkeiten, so gehörte bei jener noch viel schwerer unter einen Hut zu bringenden Schicht der Kopfarbeiter keine geringe Arbeit Schweichels dazu, bis es zu der Gründung des über ganz Europa und Nordamerika verbreiteten Deutschen Schriftstellerverbandes kam, dessen Vorsitzender Schweichel lange Jahre hindurch war. Eifrig beteiligte er sich auch an der Gründung einer 1878 in Paris entstandenen Gesellschaft zum internationalen Schutz des geistigen Eigentums. Das große Ansehen, das ihm von seinen Berufsgenossen wegen seines uneigennütigen Wirkens auf diesen Gebieten gezollt wurde, dokumentierte sich auch darin, daß er wiederholt zum ersten Vorsitzenden des Vereins Berliner Presse gewählt wurde.

In dieser Zeit fand er die Muße, sich auf seinem eigensten Gebiete zu betätigen; er schuf seine bekanntesten größeren Romane, in denen alle Vorzüge seiner Darstellungskunst voll ausgereift erscheinen: die Gabe, geschichtliche Stoffe zu meistern, ein historisches Milieu anschaulich und interessant zu erfassen, dazu die straffe und konsequente Führung der Handlung, lebensvolle Charakteristik seiner Personen und die strenge Zucht der Sprache, die stets sorgfältig geschliffen, oft klassisch in ihrem ruhigen, harmonischen Flusse anmutet. Eins der besten Werke dieser Epoche ist der große Roman „Die Falkner von Sankt Vigil“, in dem Schweichel uns bäuerliche Schicksale auf dem düsteren Hintergrunde des Tiroler Unabhängigkeitskampfes unter Andreas Hofer vorführt. Meisterhaft ist es hier Schweichel gelungen, ein treues Bild jener Zeit vom Anfang des 19. Jahrhunderts zu geben. Mit epischer Kraft schildert er uns die dumpfe Gärung unter der ländlichen Bevölkerung, um uns unter gewaltiger Steigerung zum Schlusse des Werkes hin die heldenhaften Kämpfe der Tiroler Bauern gegen ihre Bedrücker in den wilden Schluchten des Gebirges mit erleben zu lassen. Lebendig und aufrecht läßt er die prachtvollen Gestalten Andreas Hofers, Speckbachers, Gaspingers und anderer Bauernführer vor uns

erstehen. Da ist echte Kunst, die uns zu leidenschaftlicher Anteilnahme hinreißt!

Einen Freiheitskampf anderer Art schildert der Roman aus der Zeit der letzten polnischen Erhebung: „Der Artzschwinger“. „Kamilla“ führt uns in den Kampf der Italiener um ihre Freiheit und Einheit.

Treffliche Werke aus jener Zeit sind ferner: „Der Bildschnitzer von Achensee“, „Der Stranwetthof“, „Italienische Blätter“, „Sein oder Nichtsein“, „Aus dem Leben der Enterbten“ und viele andere. Dazwischen verfaßte Schweichel eine große Anzahl von literarischen Aufsätzen für die „Neue Zeit“ und andere Zeitschriften.

Die vorerwähnte Novellensammlung „Aus dem Leben der Enterbten“ enthält ein Kabinettstück auf dem Gebiete der geschichtlichen Erzählung, — das ist „Florian Meyers Geldentod“. An Wucht der Darstellung, an Größe der dichterischen Anschauung dürfte diesem Stimmungsvollen Gemälde aus dem Bauernkriege in unserer modernen Literatur nicht leicht etwas an die Seite zu stellen sein. Mehring sagt rühmend von diesem seinem Umfange nach unscheinbaren Werke Schweichels: „Es gehört zu dem Herrlichsten, was jemals seiner Feder entfloßen ist und das in jeder Zeile dem kundigen Auge verrät, wie tief der mächtige Stoff die Seele des Dichters bewegt hat.“ In der Tat hatte Schweichel sich schon in seinen Jugendjahren durch die Geschichte des Bauernkrieges innig angeregt gefühlt. 1876 entstand dann jene kleine Erzählung, welche er selbst als eine Art Vorstudie für eine umfassendere Arbeit betrachtete, die indes erst in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Reife gedieh und unter dem Titel „Um die Freiheit“ erschien. Wir besitzen in diesem großen Romane Schweichels die beste unter allen den Dichtungen, die sich bisher an die gewaltige Zeit des Bauernkrieges gewagt.

Daß der Verfasser von „Um die Freiheit“ ein Mann an der Schwelle der Achtzig war, merkt man keiner Zeile an, und bis vor kurzem hat Schweichels unermüdete Feder den deutschen Arbeitern noch so manche kleine Erzählung geschenkt. Dabei ist die körperliche Frische und Rüstigkeit des Dichters in Anbetracht seines hohen Alters erstaunlich. Sie ist die Freude, aber auch die Sorge der greisen Lebensgefährtin, die ihm nun schon länger als ein halbes Jahrhundert das Geleit gegeben. Daß sie ihm bis jetzt erhalten geblieben, ist das große Glück Robert Schweichels. Ja, man darf es wohl aussprechen: daß wir ihn noch haben und daß er noch Freude am Leben hat, das danken wir vor allem der zarten Sorgfalt, mit der die verehrungswürdige Frau ihn täglich und stündlich umgiebt. Gleiche Anschauungen und gleiches Streben hatten beide in der Jugend zu einem Bunde zusammengeführt, dessen Harmonie allen Stürmen des späteren Lebens trotzte. Durch lange Jahre verbanden auch gemeinsame Berufsinteressen die Gatten, denn Elise Schweichel war als Schriftstellerin und Redakteurin die Kollegin ihres Mannes. „Lebhaft, geistvoll, feinführend und tapfer“, sagte Liebknecht von ihr, „war und ist sie seine ebenbürtige Gefährtin.“ Sie vereint in ihrem Charakter eine seltene Mischung von Energie und zartestem weiblichen Empfinden. Beiden vollständig gemeinsam ist die Abneigung gegen alles Konventionelle und eine erfrischende Wahrhaftigkeit ihrer ganzen Wesensart. Daß zwei solche Menschen ohne einander nicht zu denken sind, das empfindet jeder, der das Glück gehabt hat, ihnen einmal nahe getreten zu sein.

Möge es Robert Schweichel, dem Vorkämpfer und Dichter der Freiheit, beschieden sein, Hand in Hand mit seiner treuen Weggefährtin noch manche Strecke in alter Rüstigkeit zu wandeln! —

Der Geiß-Christeli.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Der Christen kam um sieben Uhr morgens vom Weiler Ober-Ebmeten ins Hauptdorf heruntergestiegen. Das ist eine halbe Tagereise; die von Ober-Ebmeten wohnen hinter dem Wald, halb am Himmel oben; die Marmeliere hören sie pfeifen, aber die Lokomotive nicht, darum stehen sie in der Einsteighalle von Ebmeten, wenn der Weg sie einmal aus ihrem Talwinkel herausführt, immer mit weitgesperrten Augen und Mäulern so angedonnert da, daß man sie vor lauter Mitleid gern haben muß. Der Christen kam auf der breiten sauberen Straße daher, die zum Bahnhof führt. Er war im Sonntagsstaat; ich sah ihn zum erstenmal so heransgeputzt. Einen neuen Hut hatte er auf, der noch vor Schwärze glänzte und den man sich noch nicht einmal in der ganzen Farbenvergangenheit des Werktagshutes vorstellen konnte, zu der er doch einst hinabsinken mußte. Sein Anzug war ein bißchen warm für die Jahreszeit, aus schwerem, grauem, kurzhaarigem Schafwollstoff mit Girshornknöpfen. Von den Hosensingen keine Franzen; aber kurz waren sie auch und ließen zwischen den derben, stark eingefalteten Schuhen den grauen gestrickten Strumpf sehen. Das Gesicht des Christeli war so gelbbraun und so frisch wie immer, vielleicht noch frischer als sonst. Es war, als sei das schwarze Haar an den Schläfen noch feucht, die Ohrklappchen und der Zipfel der starken festen Nase waren rot, just als trockne das kalte Waschwasser erst in den Täldchen des Gesichts. In der Hand trug der Christen einen grauen Handkoffer. Der hatte früher den zwei Brüdern gedient, als sie zum Militär einrückten, war deshalb nicht mehr gerade neu, auch nicht mehr ganz diebesicher, weshalb dem Schloß zur Unterstützung ein alter faseriger Strick um den Kofferbauch gewunden war. Je näher der Christen dem Bahnhof kam, desto mehr veränderten sich seine Züge, die anfänglich hell gewesen waren wie der Himmel, der ihm mit seiner schönsten Sonne aus dem Heimattal glüdete. Es war, als ziehe sich Linie um Linie des Gesichts straff, die braunen Augen, die vorher von Lehne zu Lehne, von Hüfte zu Hüfte die Frage geblickt hatten: „Seht ihr mich, wie ich ausziehe?“ wurden ruhig, schauten geradeaus, mit einer Art Starrheit, als wäre ihr Blick an ein Ziel genagelt, dem der Christen sadengerade zugeleitet werde. Wenn ihm Leute begegneten, grüßte er nicht. Er stapfte nur fürbass, etwas wie Born im Gesicht, als lägen hundert Hindernisse zwischen ihm und dem Bahnhof und müßte er sie mit dem zornigen Gesicht hinwegschrecken. Was brauchten Leute ihn anzusehen? Es sahen ihn aber ganz viele an. Und er merkte, wie sie lächelten. Eine dürre Rote kroch in seine hageren Wangen, und seine Schritte wurden größer. Dann tauchte er in die Menge der Reisenden unter, die sich in den Gängen des Bahnhofs drängte. Ich sah ihn nachher daraus auftauchen, als er, seine Fahrkarte in der Hand, die Einsteighalle betrat. Seine Züge hatten jetzt einen ganz harten Schnitt. Es war, als sähe man ihn sich selber zusprechen: hindurch muß, Christen, und wenn es das Leben kostet! So stieg er in den Wagen dritter Klasse, schob den Handkoffer unter die erste Bank gleich an der Tür und setzte sich. Rings um ihn füllten sich die Plätze, Stimmen schwirren, in allen Sprachen führen Worte und Nase hin und wider, der Christen saß wie ein Feld in dem Getriebe und zuckte nicht, obwohl ihm heiß und kalt war unter all dem Fremdvolk, aber er sprach auch nicht. Als seine Nachbarin, eine dicke redselige Deutsche, die mit drei Töchtern reiste und mit diesen Christelis nächste Umgebung bildete, ihn fragte: nun, und wo

willst du hin, allein, Kleiner? drehte er nur den Kopf nach dem Fenster und sagte kein Wort. Die Frau lachte laut auf darüber nachher. Dann piff der Zug und fuhr ab.

Als der Arnold Christen in Obersee ankam, mag er aus dem Gewühl der Reisenden, das da, in der Fremdenstadt, noch zehnmal größer ist als oben in Ebmeten, wiederum aufgetaucht sein wie ein stacheliges Sonderwesen, das sich dem übrigen Volke nicht mischt, sondern geradeaus seine besondere Straße geht. Der graue strickumwundene Handkoffer und der Christeli standen nachher hinter dem prachtvollen Bahnhofgebäude, auf dem weiten Platz, wo die Omnibusse der Gasthöfe, eine ganze Herde, die ankommenden Reisenden verschlangen. Der Christen und der Koffer standen etwas abseits, gerade noch nahe genug, daß der Bub das goldene „Hotel Schweizerhof“ auf dem größten und ihm nächsten Hotelwagen lesen konnte. Der „Schweizerhof“ war dem Christen sein Reiseziel. Es fiel ihm ein, daß der beste Weg, in der großen unbekanntem Stadt den Gasthof zu finden, der wäre, mit dem Wagen dort, der voller Reisenden war und auf den sie jetzt mächtige Koffer luden, hinzufahren. Er nahm seine Kleiderherberge auf und tat einen Schritt. Da fiel der Blick des uniformierten Portiers auf ihn, flüchtig, spöttisch, so wie man eine dicke verächtliche Fliege ansieht. Der Christen stellte den Koffer wieder nieder und drehte sich ab. Einen Augenblick später machte er sich zu Fuß auf den Weg. Zwei Straßen und eine Brücke leiteten vom Bahnhof hinweg. Er wählte die Brücke. Und weil in diesem Augenblick der Omnibus heranrollte, auf dessen Türbrett, das eine Bein in der Luft schlenkernd, der goldgesäumte Portier stand, hob der Bub, einem plötzlichen Impuls folgend, zu laufen an und trotzte im Sturmschritt dem Masselkasten nach, den Handkoffer in der Hand. Es war ein Wild, das befreundlich in die Straßen der Stadt sich flügte, so daß die Menschen stillstanden, lachten, mit Fingern wiesen und ein allgemeines Aufsehen entstand.

Die Fahrt des Hotelwagens und der Gilauf des Christen dauerten nicht lang. Das Hotel „Schweizerhof“ stand breit, stolz, groß und vornehm über der Straße, so daß diese einzig es von dem blauen, weiten See trennte. Auf der Straße hielt der Christen an, sah eine Weile zu, wie die Reisenden drüben aus dem Wagen stiegen, das Gepäck abgeladen wurde und der Eingang des Gasthofs sich mit Menschen füllte. Dann biß er die Zähne zusammen und schritt hinüber. Gerade ehe er die weite von Marmorfäulen getragene Halle betrat, die selbst noch schöner war als droben in Ebmeten die neue Kirche, tat er einen Blick rückwärts ins Freie hinaus. Ueber der weißen Straße lag die Sonne, aber leuchtender und herrlicher lag sie über dem stillen, wie von leisem Atem gehobenen See. Der schien nach Süden kein Ende zu haben. Weit dehnte sich das leuchtende Blau. Aber, ja, ganz fern baute es sich auf wie aus blauen Dünsten steigend, dunkel am Fuß, weit in der Höhe, hoch wie Mauern, schlank und zackig wie Türme und ferne und heimlich schimmernd — Berge. Dem Christen gab es einen Stich, als wäre ihm ein Messer in die Seite gefahren, gerade als er den schweren Schuh zum erstenmal auf den Steinplattenboden des Hoteleingangs setzte. Er nahm mit dem letzten Blick die heimlichen Berge mit ins Haus, das er betrat.

Drinnen schien niemand weder Zeit noch acht für ihn zu haben. Eine ganze Anzahl Menschen standen noch herum; soeben angekommene Fremde, die in allen Sprachen durch-

einander welschten, der Portier in der Goldtressenuniform, ein anderer noch vornehmerer in langem Tressenrock, ein paar Kellner, die hin und her schwirren wie Fliegen und den Frack wie eine Fahne hinter sich herwehen ließen; endlich ein ganz hoher unter den hohen Menschen, den Zylinder in der Hand, in schwarzem Gehrock und weißer Weste. Eine fremde, erregte, viel schwabende Frau sprach den letzteren ein paar-mal hintereinander mit „Herr Direktor“ an. Der Direktor hielt einen Zettel in der Hand, von dem er Nummern ablas, worauf, wie der Christen deutlich sah, die fremden Reisenden in einen Kasten gesperrt wurden, der mit ihnen plötzlich in die Höhe fuhr. An diesem Kasten stand ein Bub wie er selber einer war, jesses nur ganz anders, auch in eine Uniform gesteckt und geschniegelt und städtisch! Er entdeckte ihn, den Christen, zuerst und stieß den Mann im langen Tressenrock an, als er eben wieder die Kasten-tür hinter zwei Reisenden schloß, so daß dieser auf Christen aufmerksam wurde. Der kam kurz darauf mit zwei großen Schritten herübergestiegen. „Was willst denn Du?“ fragte er mit nur halbhafter bestiger Stimme und einer Ent-rüstung im Ton, als hätte der Christel ihm vorher die Zunge gezeigt. Der schluckte einmal; einen großen klumpen Born und Tränen schluckte er hinunter. Dann murkte er: „Zum Bruder will ich, zum Arnold aus Ober-Ebmeten, der hier ist.“ Dann schob ihn der andere durch eine ziemlich verborgene Tür in der Nähe aus der hellen Halle in die Dunkelheit eines engen Ganges. „Jean,“ rief er da mit gedämpfter Stimme, in irgend eine Tiefe hinab, „der Jean soll kommen.“ Dann drehte er sich ab und ging davon. Der Christen stand jetzt nicht nur allein, sondern auch in der Nacht des Flurs, völlig blind da. Aber nicht lange. Schritte kamen über eine steinerne Treppe aus jener Tiefe herauf, in die der Vetrete hinabgerufen hatte. Auf einmal knackte etwas und der Blick eines Lichtes sprang so jäh von der Decke herab, daß der Bub ganz dumm dastand, als hätte ihn ein wirklicher Blitz geschlagen, und es hatte doch nur einer eine elektrische Lampe angezündet.

„Bist Du's?“ fragte dieser eine den Christen und war sein Bruder, der Hans, den er jetzt ein Jahr nicht mehr gesehen und den er kaum mehr erkannt hätte, wenn nicht in der Stimme und Sprache doch noch die Vergrauheit geklungen hätte. Sonst hatte der Hans nicht mehr viel Heimisches an sich. Die Ohren standen ihm noch vom Kopf wie ehemals, aber das Gesicht war so — so glatt, wie die Stadtgesichter sind und — und eine grüne Schürze trug er, eine Weste mit schwarz glänzenden Nermeln dazu, sauber sah er aus.

„Bist Du's?“ sagte der Hans.

„Tag!“ gab der Christeli zurück. Er streckte dem Bruder die Hand hin; ihre Finger berührten sich kurz, trocken, wie schen, wie sie sich in den Bergen grüßen.

„Komm,“ sagte dann der ältere und stieg über enge, gewundene Steintreppen dem Christen voran, immer höher; der Geißbub war schon auf manchen Berg gestiegen, so hoch glaubte er in seinem Leben nie gekommen zu sein.

Endlich hatte die berghast hohe Treppe ein Ende und mündete in einen Gang, der unterm Dach lag; weißgetünchte Sparren waren hoch an der Decke erkennbar. Auf den Gang führten eine Menge Türen, von denen der Hans eine auftrat. „Da schlafen wir,“ sagte er, „der Kaiser schläft auch da und der Listbub.“ Was das für zwei waren, wunderte den Christen nicht, weil ihm der Kopf schon dumpf war und nichts Neues mehr darin Raum hatte.

(Schluß folgt.)

Am Morgen des 14. Juli 1789. Das Lebhafte Bild versetzt uns in jene großen Revolutionstage, in denen das Pariser Volk sich aus der tiefen Erniedrigung jahrhundertelanger Knechtschaft zum erhabensten Heroismus todesmutiger Weigerung für die Freiheit erhob und mit einem gewaltigen Aufbruch die Fesseln des Despotismus zersprengte. Der Maler hat jenen entscheidenden Moment am Morgen des 14. Juli herausgegriffen, wo das Volk endlich das in die Hände bekam, was es während dieser kritischen Tage am nötigsten brauchte: Waffen, und zwar Waffen, womit es den fremden Söldnern gewachsen war, welche die absolutistische Clique vor den Thoren von Paris zusammengezogen hatte, um durch eine Wiederholung der Bartholomäusnacht dem Volk alle Freiheitsgelüste gründlichst auszutreiben und die Bahn freizumachen für die beabsichtigte Sprengung der Nationalversammlung in Versailles. Sobald die letzten Zweifel über die finsternen Pläne des Hofes durch den Sturz Meders und die Verurteilung eines Kabinetts von lauter Absolutisten reinsten Wassers entschwandten, am Sonntag den 12. Juli, gerieten die Pariser schon in die größte Erregung. Camille Desmoulins rief zuerst zu den Waffen. Die ganze Nacht zum Montag und den ganzen 13. erscholl der Ruf: „Zu den Waffen!“ aus vielen tausend Mäulern. Wenn man nur Waffen gehabt hätte! Die Waffenläden ergaben nicht allzuviel, und die 50 000 Piken, die hergestellt wurden, um vorläufig zur Bewaffnung der Pariser Volkstreuen zu dienen, waren nur ein kümmerlicher Nothbehelf. Freilich waren die französischen Garden zum Volk übergegangen. Aber diese Truppe zählte doch nur gut 3000 Mann, während der Feind vor den Thoren 30 000 Mann stark war: und der erwartete Angriff konnte jeden Augenblick erfolgen. So suchte das Volk den Montag über mit fieberhaftem Eifer nach Waffenvorräten der Regierung. Es suchte aber an den unrichtigen Stellen, irreführt durch die falschen Angaben de Flelles, des Vorstehers der Kaufmannschaft, der unter der Maske der Volkstreue die Pariser zum Narren hielt, wofür er denn am folgenden Tage mit dem Leben bezahlen mußte. Indessen besorgten die Absolutisten gar sehr, daß die Pariser schließlich doch auf die rechte Fährte kommen und dem Invalidenhaus einen Besuch abstatten könnten. Hier war nämlich das zu finden, was das Volk so heftig begehrte: außer den Gewehren und Geschützen, die zum Gebrauch der Invalidenbestimmung bestimmt war, befand sich in dem Gebäude ein großes Magazin von Handfeuerwaffen. Das war nun ein tiefes Geheimnis; aber der Gouverneur des Invalidenhauses, Herr de Sombreuil, hatte große Angst, daß etwas davon ruchbar werden und das Pariser Volk herbeiführen könnte. Er hat darum im Laufe des 13. Anstalten getroffen, die seiner Obhut anvertrauten Gewehre unbrauchbar machen zu lassen. Zu diesem Zweck hat er zwanzig seiner Untergebenen in das Waffenlager geschickt mit dem Befehl, die Flinten zu zerlegen und zwar der größeren Schnelligkeit halber einfach durch Abschrauben der „Quinde“, d. h. der Hähne. Das wäre nun keine große Arbeit gewesen — bei gutem Willen. Daran dachte es aber. Tatsächlich hat nämlich jeder der dazu kommandirten Invaliden in Zeit von sechs Stunden nur einen einzigen Hahn entfernt. Herr de Sombreuil machte denn auch am Abend des 13. im Gespräch mit Besenval, dem Befehlshaber einiger bis zum Marsfeld vorgezogenen Regimenten, kein Hehl daraus, daß er kein Vertrauen in die Gesinnung seiner Leute sehe; er glaubte, daß sie beim Kommando: „Feuer!“ die Geschütze auf ihn selbst richten würden. Sombreuils Besorgnisse erwiesen sich am Morgen des 14. Juli 1789 als begründet. Jemand hatte das Volk Wind bekommen, und gegen 9 Uhr vormittags eilten einige 20 000 Menschen nach dem Invalidenhause. Nahebei, auf dem Marsfelde, stehen die Schweizerregimenten unter Besenval. Aber ihr Befehlshaber wagt keinen Angriff auf das Volk. Er wird in Schach gehalten durch die französischen Garden, die ihm gegenüber auf dem anderen Seineufer kampfbereit stehen. Auch behindert ihn die Entmutigung seiner Truppen; die Obersten haben ihm gemeldet, daß nach ihrer Ueberzeugung die Leute nicht kämpfen würden. So sieht Besenval nothgedrungen untätig zu, wie das Volk, Einlaß heischend, das Invalidenhaus umfunkt. Dessen Gouverneur möchte wohl Widerstand leisten, aber seine Untergebenen verweigern ihm den Gehorsam: die Invaliden wollen nicht Feuer geben. Sombreuil weiß also weiter nichts zu tun, als daß er das Volk durch Parolirte Verstärkungen zu erbitten. Aber das Volk ist durch die geistigen Erfahrungen mit de Flelles getwöhnt worden und läßt sich nicht wieder zum Narren halten. Ohne sich auf ein langes Palaver einzulassen und ohne Widerstand zu finden, dringt die Menge ins Invalidenhaus ein und überflutet im

Augenblick das ganze Gebäude, überall nach den ersehnten Waffen spähend. Es dauert nicht lange, so verkündet ein Freudenerschrei, daß man das Gesuchte gefunden hat. Im Keller liegen Gewehre in schwerer Menge, sorgfältig in Stroh verpackt. Im Handumdrehen ist das Waffenlager geräumt; 28 000 Gewehre und zahllose Piken, Säbel usw., sowie zwanzig Geschütze werden vom Volk unter unendlichem Jubel von dannen geführt. Und es hat nun nicht nur Feuerwaffen, sondern auch das nöthige Pulver, um den Särgen des Despotismus die blauen Wunden zuzufügen: auf der Seine ist ein schwer beladenes Pulverschiff genommen worden. Unser Bild hält den freudigen Moment fest, in dem das Volk, furchtbar erregt, mit den erbeuteten Waffen zum Thor und über die Umfassungsmauern des Invalidenhauses hinausströmt. Nicht lange, so wälzt sich die Flut gegen die Bastille heran, und ehe die Sonne untergeht, ist die verhaßte Zwingsburg des Despotismus gefallen. — dg.

Aberglaube und Zaubermittel in der Vergangenheit. Wenn auch heutzutage der Aberglaube, der Teufels- und Hegenstul noch lange nicht aus den Köpfen der Bevölkerung, zumal der ländlichen, geschwunden sind, so geht doch Volksbildung und Aufklärung jenen Wahnbildungen, je länger je energischer, zu Leibe. Unerklärlich aber war der Glaube an Zaubermittel und Zauberhexen im Mittelalter. Für alles und gegen alles waren derartige Mittel daumal im Schwange, und niemand zweifelte, daß, wie Reichtum, Liebe, Macht durch deren Anwendung mit Leichtigkeit zu erhalten waren, auch ebenso Krankheit und Schaden durch deren Besitz abgewendet würden. So gehörte zu den begehrtesten Zaubermitteln die Kraunen oder Erdmännchen, die ihrem Besitzer Glücksgüter, immerwährende Gesundheit und alle sonstigen Vorteile verschafften. Man gelangte nicht leicht in den Besitz eines solchen, denn der Kraun wuchs nur unter dem Galgen aus den Tränen oder dem Angstschweiß der armen Hingerichteten und Gehentten. Man ließ die Wurzel in tiefer Mitternacht durch einen Hund aus der Erde ziehen, wobei sich der Ausgrabende die Ohren verstopfte, denn der Kraun gab beim Herausgerissenwerden einen Schrei von sich, der tödtlich wirkte oder wahnsinnig machte. Die Kraunen waren, wie das sogenannte Schädelmoos ein außerordentlich einträgliches Handelsobjekt der Senkersippen.

Die meisten dieser Zaubermittel waren seltsamen, grausigen Herkommens. Galgen und Rad waren bei ihrer Lieferung hervorrangend beteiligt. Wer den Daumen oder die Fingerringel eines Hingerichteten in der Tasche trug, war vor allen Unfällen des Lebens gesichert. Besonders die Diebeszunft glaubte sich durch dieses Zaubermittel sicher vor dem Galgen bewahren zu können. Daher fehlte oft schon am Tage nach der Exekution dem Aufgeknüpften der eine oder andere Daumen oder Finger. Noch begehrter waren die Finger und Händchen ungeborener Kinder, die unsichtbar machen sollten. 1575 wurde in Sagan ein Mann hingerichtet, welcher zu diesem Zwecke allein 6 Frauen ermordet hatte. Noch in den Sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kam in Oberösterreich ein Mord aus gleichem scheußlichen Motive vor.

Aber auch zu allerhand sonstigen praktischen Dingen war der Totenfinger eines gehentten Diebes gut. So erzählt Heinemann von einem alten Volksglauben, daß ein solcher Totenfinger an einem Bindfaden in einem vollen Faß verwahrt, den Wein und das Bier wohlschmeckender mache und aus einem solchen Faße sich das Doppelte oder Mehrfache des sonst üblichen Quantums mit Leichtigkeit zapfen lasse. Eine ähnliche Rolle wie der Totenfinger spielte in Süddeutschland und in der Schweiz im Volksglauben der Strick, an dem sich einer erhängt oder der Splinter des Stabes, der bei dem Urtheilsspruch über einen zum Tode Verurteilten gebrochen und diesem vor die Füße geworfen worden war. Beide galten als unfehlbare Glücksbringer.

Je abscheulicher ein solches Mittel, um so größer war der Glaube an dessen Zauberkräft. So galt Blut, und zwar nicht nur warmes Tierblut, das ja noch heute von hysterischen Frauenzimmern getrunken wird, sondern ganz besonders warmes Menschenblut als ein begehrtes Wunder- und Zaubermittel. Die mittelalterlichen Senker trieben damit einen förmlichen Handel und auf den Hinrichtungsbildungen des 16. und 17. Jahrhunderts finden wir die Gefäße zur Aufnahme des so begehrten frischen Menschenblutes des öfteren mit abgebildet. Noch im Jahre 1812, bei der Hinrichtung zweier Mitglieder der Odenwälder Mäuberbande zu Neustadt, verkaufte der Senkersknecht den Umstehen-

den das dem Rumpfe entströmende Blut glasweise wie man sonst warme Milch verkauft. Gegen das Bodagra hielten die gleichen Leute ein absolutes Heilmittel in Bereitschaft, das mindestens lebenswiderlich war als Blut, die abgezogene Haut Hingerichteter. Auf die schmerzenden Stellen aufgebunden, sollte sie augenblicklich Wunder wirken.

Durch des Senkers Hand gingen im Mittelalter wohl überhaupt die Mehrzahl der im Umlauf befindlichen Zaubermittel. Wie dieser Liebesbräutigamvertrieb, Amulette zur Abwehr des schwarzen Todes und anderer Seuchen in Haus und Stall in Bereitschaft hielt, so wurde er auch der Schutzgeist der Krieger und Landesknechte, denen er für schwere Geld unfehlbare Zaubermittel gegen Krankheit und Wunden verkaufte. Einige dieser betriebsamen und industriellen Scharfrichter erlangten in dieser Beziehung einen Ruf, der weit über die mittelalterlichen Grenzen Deutschlands hinausdrang. Wer im Jahre 1611 von dem Scharfrichter in Passau einen sogenannten „Passauerzettel“ erwarb, ein kleiner, großes, mit wunderlichen geheimnisvollen Zeichen bedecktes Stück Papier, das auf dem bloßen Leibe getragen werden mußte, der hielt sich damit für „hart“ gemacht, daß alle Kugeln und Säbel an ihm abprallen mußten. Einen ähnlichen Ruf genoss 1611 der Scharfrichter von Wilsen. Dieser goß Kugeln, die als „Freikugeln“ nie ihr Ziel fehlen sollten. Die kaiserlichen Truppen rückten denn auch mit den Pilsener Freikugeln gegen Mansfeld ins Feld. Natürlich ohne daß die Kugeln ihr versprochenes Wunder wirkten, aber auch ohne daß der Glaube an deren Kraft irgendwie erschüttert worden wäre. — de.

Wie vor 200 Jahren ein Kontrakt zwischen Handelsherren und Handlungsgehilfen ausah, führt an mehreren Mustern Paul Jakob Marperger in seiner 1711 erschienenen Beschreibung der Messen und Jahrmärkte aus. Wir lassen einen dieser Entwürfe hier folgen:

Demnach in gegenwärtiger Ostermesse bey Herrn T Materialisten von Hamburg bürbtig, sich C als ein Handels-Diener, um bey gemeldtem Herrn T in Diensten zu treten, angegeben, auch hierauf nach Vorzeigung seines ehrlichen Abschieds, oder Testimonii (Zeugnisses) von seinem vorigen Prinzipal, besagter Herr T sich resolviret, denselben auf gewisse und hiernächst beschriebene Conditiones (Bedingungen) als seinen Handels-Diener auf- und anzunehmen; als sich befalls zwischen ihnen beyden folgender Contract aufgerichtet und geschlossen worden. Nemlich: Es tritt gedachter C Herrn T Dienste hiermit wirklich an, und verbindet sich in selbigen drey Jahre, als von Ostern 1711 bis Ostern 1714 darin zu verbleiben. Da hingegen verspricht ihm Herr T bey gefunden und franten Tagen freyen Zija, Kammer und Bette, nebst 50 Reichsthaler zu einem jährlichen Salario (Gehalt) zu geben. Gleichwie nun C allen möglichsten Fleiß und Treue so wohl im Gewöhl, Schreibstuden, als auch, da er in Handels-Geschäften verreisen mußte, jederzeit Herrn T Bestes zu beobachten und sonderlich die Bücher und Rechnung richtig zu führen und zu verwahren angelobet: Also will er sich Kräft dieses bey Verpfändung seines Vermögens verpflichten, da ferne auf den unverschiffen Fall Herr T durch seine Nachlässigkeit oder Untreue einiger Schaden sollte entstehen, selbigen, wie er von Herrn T beschienigt würde, förderlichst wieder gut zu tun, und soll Herr T zugleich Macht haben, ihn alsobald aus seinen Diensten zu stoßen, er aber nicht befugt sein, das rückständige Salarium, welches sonst alle halben Jahre soll gefällig sein, zu fordern. So auch er, C, ehe die vorabgeredete 3 Jahre verlossen, aus Herrn T Diensten wieder Wissen und Willen treten wollte, so verobliget (verpflichtet) er sich ausdrücklich gleichfalls bei Verpfändung seines Vermögens 100 Reichsthaler als eine freiwillige Straffe hiesigem Hospital zu erlegen. Zu dessen mehrer Versicherung renunciret (verzichtet) er allen rechtlichen Wohlthaten, der allen Läuterungen und Appellationen, und erbietet sich freiwillig, auf oben gesetzte Fälle und Herrn T Ansuchen vor allen und jeden Gerichten, auch vor zwei oder mehr zugleich Recht zu leiden, und wo er nur anzutreffen, so lange in gefängliche Haft zu gehen, bis Herr T aller Ansprüche an ihm völlig vergütigt worden. Welches alles, wie es abgeredet, doppelt zu Papier bracht und von beyden Theilen unterschrieben und versiegelt worden. Geschehen — a. b.

Nachdruck des Inhalts verboten!